

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 20 (1993)

Artikel: Max Wirth (1881-1952) : Schweizer Pionier von Lichtensteig in Brasilien
: aus der Chronik seines Sohnes Max Wirth jun.

Autor: Wirth, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Wirth (1881-1952) – Schweizer Pionier von Lichtensteig in Brasilien

Aus der Chronik seines Sohnes Max Wirth jun.

«Du solltest das alles einmal aufschreiben» – hiess es immer dann, wenn jemand die alten und ältesten Fotos anschaute, die mit jedem Mal weniger verstanden wurden. Schon meine Kinder begriffen die Zusammenhänge meiner Jugend nicht mehr. Die zwanziger Jahre waren wie Kolonialgeschichte, waren ferne Gründerjahre eines Grossvaters, den sie nicht mehr kannten, es sei denn als legendäre oder gar romantische Figur – die er nicht war.

Wohl hat er gejagt und viel gefischt, liess bauen und pflanzen in endloser Folge, zeigte Grossmut und Geduld, war stolz und scheu zugleich – tat aber nur, was er wollte. Tat, was er errechnete hatte, tat nur, was er für möglich hielt, als Planer am Schreibtisch und als kühler Stratege. Und irrte viel, da er eben auch nur ein Mensch war.

In Dietfurt (1900-1920)

Nach dem Besuch der Textilschule Reutlingen sollte Vater die Leitung der Dietfurter Fabrik übernehmen. Wie wir wissen, war er



Das Brautpaar Max und Bertha Wirth-Keiser.

kurz zuvor aus Brasilien zurückgekehrt, wo er zirka fünf Jahre verbracht hatte und es im Staat São Paulo bereits zum Kaffee-Plantagenbesitzer gebracht hatte. Wie wir ebenfalls wissen, hatte er dort nicht nur die Strapazen des Urwaldes erduldet, sondern auch die Malaria aufgelesen. Um nicht dauernden Schaden zu riskieren, reiste er zur Kur in die Schweiz. Sein Vater und Onkel Emil, der Geschäfte müde, warteten darauf, die veraltete Spinnerei und Weberei in Dietfurt einer jungen Kraft zu übergeben. Der Heimkehrer machte zur Kondition, ohne jede Einmischung schalten und walten zu können, die Fabrik umbauen zu dürfen und die Bertha Keiser aus Zug ohne Verzögerung heiraten zu können. Und so geschah es, 1905.

Nach Annemarie und Hanne kam ich, Max Marin, als erster im «Sonnenbühl» zur Welt, dem Haus in Dietfurt, mit Ausblick auf Dorf und Fabrik.

Der Nachbar war der Bauer Horber, wo wir Kinder ebenso zu Hause waren, wie im eigenen Haus. Der alte Horber, ein stiller, fleissiger Mann, besorgte auch unsern Garten.

Etwas grösser geworden, halfen wir schon mit, meist in Gesellschaft der gleichaltrigen Horber-Buben, Walter und Alfons. Zusammen mit den älteren Brüdern besorgten sie die Kühe, molken sie in der Frühe, und abends brachten sie die Milch mit einem Handwagen zur Käserei Ebnötter am Ende des Dorfes und gingen auch noch in die Schule.

In dieser Zeit der Kindheit im «Sonnenbühl» gab es für uns nur Spiel und keine Sorgen, nur Nestwärme und Familienglück.

Mein Vater muss damals sehr glücklich gewesen sein. Ebenso beharrlich wie energisch sanierte er von Grund auf die verlotterte alte Fabrik, staute die Thur und ging von Wasserrädern auf Turbinen und elektrische Kraft über, baute neue Maschinensäle an und brachte es innert knapp zehn Jahren auf 37'000 Spindeln und 764 Webstühle modernster Bauart. Er wurde damit, neben den Heberleins in Wattwil, zum grössten Textil-

industriellen des ganzen Toggenburgs, und einer der grössten des Kantons St.Gallen. Neben der eigentlichen Spinnerei und Weberei gab es etwas unterhalb der Thur-Brücke die Appretur, und noch weiter flussabwärts, schon zum sehr viel grösseren Bütschwil gehörend, die neue Fabrik, Vaters Stolz, den Soor, das Modernste, was es damals gab.

1914 wurde mein Bruder Hans geboren, also in sieben Jahren das vierte Kind. Hans kam in einer Klinik in St.Gallen zur Welt, scheinbar ohne Komplikationen. Aber ein Jahr später und aus unerklärlichen Gründen, innert weniger Stunden dahingerafft, starb meine Mutter an einer Embolie.

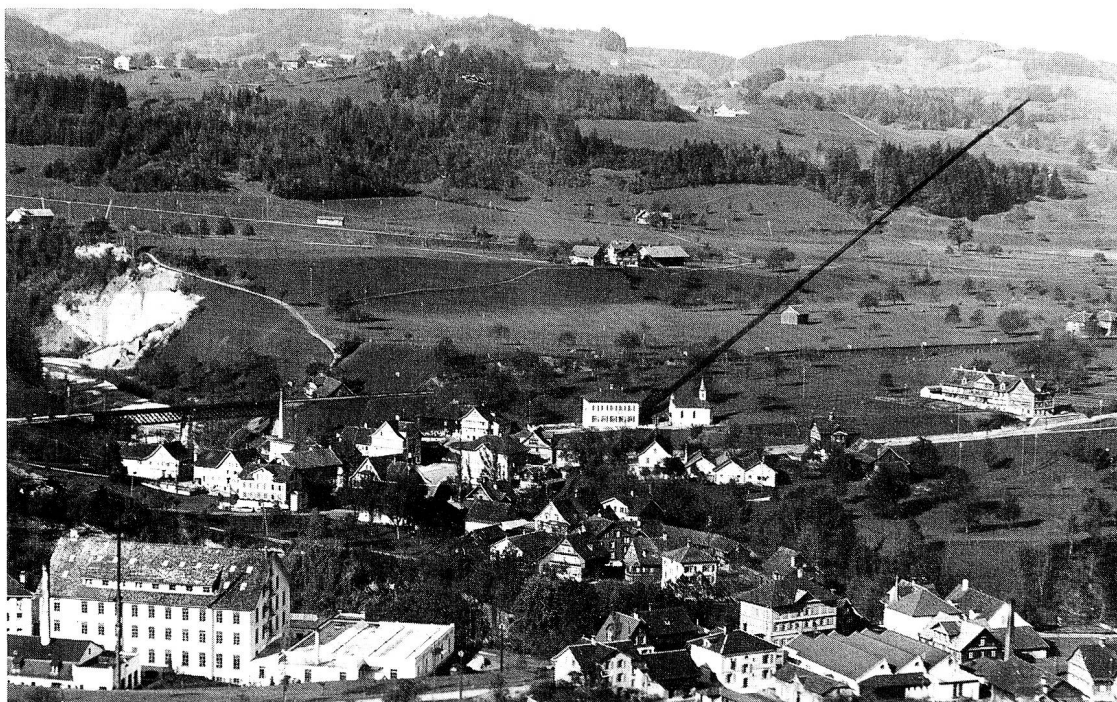
Unsere Grossmutter hat dann als Kinderfrau Fräulein Milly Lang in den Sonnenbühl dirigiert, von der sie wusste, dass wir durch sie bestens versorgt wären.

Nicht allzulang dauerte es und Milly Lang wurde unsere Stiefmutter und schliesslich Mutter von weiteren drei Kindern, Peter, Emil und Vreni.

Das Mutterbild, das ich bis zum heutigen Tage in mir trage, genau so warm und stark wie das des Vaters, ist das der Stiefmutter, der Frau, die von da an zu uns gehörte, die Mutter eben, an die man glaubte, die man liebt, verehrt und auch fürchtet. Bis spät ins Leben hinein war sie es, die uns erzog. Sie spendete Lob und musste strafen, und wenn ihre Prügel auf den nackten Hintern auch nicht wehtaten, es nützte doch. Es ist ja immer nur das Exempel, das überzeugt. Und Eltern, die nicht selber jeden Tag von früh bis spät, jahrein, jahraus dieselben Prinzipien und Regeln einhalten, die sie predigen, erziehen ihre Kinder zu Bluffern und Moglern. Moral und

Disziplin müssen demonstriert werden, und darin war unsere zweite Mutter ganz einfach gross.

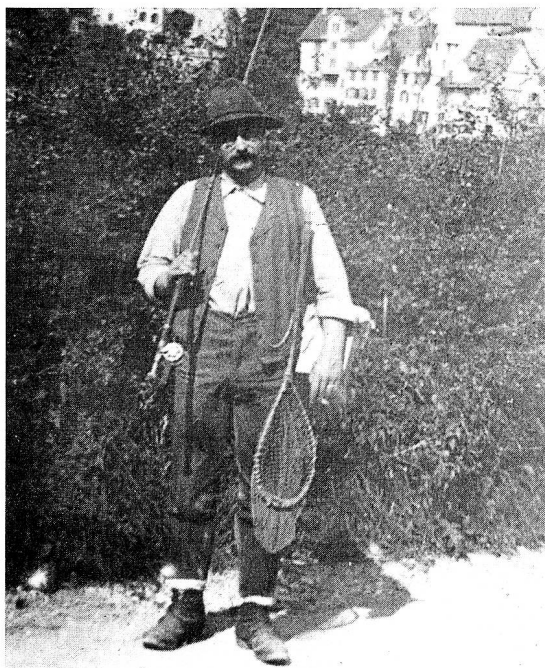
Die Postkarte, an einem Föhntag aufgenommen, zeigt das Dorf Dietfurt, mit der Fabrik, samt ihrem vordern, nur einstöckigen Anbau, wo unser Vater sein teppichbelegtes Büro hatte. Dort sass er seinem tüchtigen Prokuristen Ernst Hörler gegenüber, der, ein humoriger Mann mit einem Zwicker auf der grossen Nase, den Betrieb bis ins Detail beherrschte und, der im Umgang mit Leuten, wahrscheinlich strenger als sein Chef, ebensoviel Autorität vermittelte wie dieser. Ein schmucker Italiener war der Chauffeur; er musste ans Steuer, wenn mein Vater nicht selber fuhr, was damals keineswegs so einfach war wie heute. Es gab eine ganze Reihe von Wagen, vom frühesten Pic-Pic, noch vor dem Krieg, über Overland und Ford bis zum mächtigen, damals sehr vornehmen Minerva, einem offenen Sechssitzer, dem man im Winter ein Limousinen-Dach aufsetzen konnte, womit das enorme Vehikel noch mächtiger erschien. Während dem Krieg, wo es für Privatzwecke kein Benzin gab, verfiel mein Vater, der unbedingt fahren wollte, auf eine Improvisation: Er liess sich ein Elektromobil bauen, das mit zwei Personen bequem die Fahrt nach St.Gallen oder sogar Zürich bewältigen konnte. Man fuhr damit auch zu Verwandten. Die Batterie reichte wohl bis Zug und weiter, aber am wichtigsten waren die Holperfahrten ans Fischwasser. Gleich nach dem Krieg wollte mein Vater das sanftere Vehikel seinem Schwager schenken, weil er glaubte, für einen Arzt in Basel sei ein Elek-



Dietfurt um 1910, links die Spinnerei Wirth.

tromobil das Richtige. Die Antwort aber, so wird erzählt, sei gewesen: «Nei, nei, mir fahre lieber mit em Trämli.» Wie wir sehen, gab es schon in den fernen zwanziger Jahren ausgemachte Autofeinde, obschon die Luftvergiftung trotz der chemischen Fabriken in Basel kaum ein Thema war und der Elektromotor zudem ja umweltfreundlich ist. Dr. med. Emanuel Riedtmanns Protest kam ein halbes Jahrhundert zu früh, aber als weisen Rat und heute wirklich sinnvoll, lassen wir ihn gelten.

Mein Vater beherrschte die Technik des Fliegenfischens in hohem Masse. So zeigt die leider verblichene, aber doch deutliche Foto einen Fliegenfischer in damaliger Ausrüstung: in alten Hosen und gewöhnlicher Weste, die Uhr noch an der Kette, die Ärmel halb aufgerollt, den Jagdhut auf dem Kopf, sicher mit künstlichen Fliegen und Vorfach aus Rosshaar umwunden, aber eine Fliegenrute schulternd, eine Hardy aus gesplisstem Bambus, wie es sie damals nicht besser gab. So steht der Mann am Weg, vom Fluss kommend, glücklich, entspannt, mit sich und der Welt zufrieden. Das Angeln in der Thur, toggenburgauf und toggenburgab, muss sehr befriedigend gewesen sein. So weiss ich von meinem Vater selbst, dass sein Tagesrekord von über hundert Forellen an einem Maitag mit der Maifliege nur in jener Frühzeit möglich war. Mit Sehnsucht denke ich an unsere Jugendzeit zurück, mit ihren Sommertagen am Fluss, den Picknicks im Schatten der Erlen, dem rauchenden Feuer gegen die Bremsen und dem Warten auf den Abendsprung. Das Naturerlebnis als bewusster Genuss bereichert und bildet, weniger den Intellekt als die Seele. Und darin war mein Vater stark.



Vater Max Wirth liebte die Jagd und das Fischen.



Mutter Milly Wirth-Lang und die sieben Kinder vor der Abreise nach Brasilien, 1922.

Diese Foto zeigt uns vollständig, nur ohne Vater, auf dem «Mäuerchen» vor dem Haus, anno 1922. Es geht gegen den Sommer, und Wichtiges hat sich ereignet. – Vater ist schon seit Monaten fort, nach Brasilien vorausgereist, um Land zu kaufen. Wann ihm die Idee auszuwandern kam, wissen wir nicht. Erst viel später gab er mir einmal den Grund an: Es war ihm in der Schweiz zu eng geworden! Die Foto zeigt uns schon fast reisebereit und knapp vor dem Aufbruch. Es sind sieben Kinder, zwischen fünfzehn und einem halben Jahr alt, vier Buben und drei Mädchen, alles wohl gesunde, aber eher zarte Kinder, die, wie auch die Mutter, keine Ahnung hatten, was die kommenden Jahre im fremden Land ihnen an Freuden und Schrecken alles bringen sollten. – Ich erinnere mich dunkel an den Brief unseres Vaters, der uns, von der Mutter dramatisch vorgelesen, merkwürdig aufregte! Er schilderte uns die Fahrt von der Eisenbahnstation über 80 Kilometer durch den Urwald nach seinem Land, wo er den Wald roden und Kaffee pflanzen wollte. Die Fazenda hatten sie aber nicht erreicht, schrieb er, da der Fahrer, Manoel mit Namen, wegen ständig kochendem Motor und wiederholtem Steckenbleiben im weichen Sand plötzlich mit wilden Fluchen abgesprungen sei und mit dem Revolver alle sechs Schüsse in den dampfenden und zischenden Kühler des Ford abgefeuert habe.

Dann kamen letzte, hocherregte Tage und schlaflose Nächte. Das Reisegepäck war komplett, die Kisten und Schiffskoffer verschickt; es ging ans Abschiednehmen mit all seinen

Emotionen: Umarmungen, zuckende Lächeln und Tränen!

Wozu das Theater, das heimliche Kopfschütteln und Ratschläge geben, wo es gar nichts mehr zu entscheiden gab? Seit über einem Jahr hatte mein Vater sein Unternehmen an die deutschen Unternehmer Wolf und Breitemer verkauft. Diese haben es zwanzig Jahre später an den Bührl-Konzern weiter verkauft, für den die Dietfurter Maschinen, x-mal erneuert, noch heute summen.

In Brasilien

Das Aguapehy-Abenteuer (1920-1922)

Der Urwald beidseits des Rio Aguapehy, der letzte wirklich grosse Urwald des Staates São Paulo, viele Millionen Hektaren noch unberührter Wildnis auf meist fruchtbarem Boden, gut in der Topographie und genügend bewässert für Landwirtschaft und Viehzucht, in einem Klima gelegen, das auch dem weisen Mann bekömmlich war, dieser zukunfts-trächtige und noch offene Teil des Staates São Paulo, dem fortschrittlichsten der Union, begünstigt seit kurzem durch die das ganze Gebiet durchschneidende Eisenbahn, hatten unseren Vater von seiner Fabrik in Europa weglockt. 1920, nach Verkauf seiner Fabrik ging er ans Werk und kaufte Land. Er hatte über die Deutsche Bank von einem gewissen Heinrich Hacker gehört, der in der Gegend von Araçatuba, auf über tausend Hektar Boden eine Kolonie gegründet habe, um deutsche Auswanderer anzusiedeln.

Das Land zwischen der Kolonie mit dem Namen Nova Patria und dem Fluss, mit dem Wasserfall an seiner obersten Ecke, gehörte einem dunkelhäutigen kleinen Herrn, Antonio Bento da Cruz, der in Araçatuba residierte. Seine Aguapehy mit 50'000 Hektar unberührten Waldes ging an Vater über.

Der Anfang war verwegen, schwierig und teuer. Von der Bahnstation bis zur Fähre waren es damals achtzig Kilometer meist dichten Waldes; eine schmale, holprige Strasse mit Knüppeldämmen führte über Bäche, wacklige Brücken aus Rundholz, durch Sumpf und Sand, wo man bei Regen in jedem Loch steckenblieb... Die Fords und Chevrolets der zwanziger Jahre, hochbeinige Vierplätzer wie die Lastwagen brauchten zwei Tage bis zur Fazenda. Allein die Fähre brauchte Stunden, um Wagen und Passagiere überzusetzen. Wer durchkam, ohne Schieben zu müssen und am zweiten Abend müde, aber frohen Mutes am Ziel eintraf, der sprach von einer glücklichen Reise.

Die Eröffnung einer Fazenda verlangte damals unvergleichlich mehr Einsatz als heute. Seine Gesundheit setzte jeder aufs Spiel, sei es Mann, Frau oder Kind, und wer gar Säuglinge mitnahm, der verlor sie nur zu oft. Schon am Weg im Wald gab es Kreuze. Ein Kind starb an Deshydratation, oder eine Frau erlag der Malaria, ein Mann wurde umgebracht, ein paar miserabler Milreis wegen.

Hier ein fast gespenstisches Bild der ersten Tage am Salto, dem Küchenrancho, ein Bild voll Düsternis und fast sichtbarer, dumpfer Hitze. Alle sind zu warm gekleidet, weil stechende Moskitos und saugende Zwergbienen



Der Anfang auf Aguapehy war verwegen, schwierig und teuer.



Die Ankunft des von 20 Ochsengeschleppten Lokomobils.

sie auch bei Tage plagten. Zecken graben ihren Rüssel in die Haut und saugen Blut; sehr viel schlimmer sind die nur schwer heilbaren Geschwüre der Leishmaniose, der gefürchteten «Ulcera de Baurú», die Löcher frisst und Nasen aushöhlt und einen Menschen entstellt, wie die Lepra.

Die Schweinezucht im Urwald, auch achtzig Kilometer vom Markt entfernt, war die einzige Formel mit möglichem Erfolg, und Vater hielt sich daran. Kaffee zu pflanzen war am Fluss nicht ratsam. Der Standort am Aguapehy lag zu tief, unter 400 Meter über Meer, und war für Kaffee, der keinen Frost verträgt, keine Alternative zur Schweine- und Viehzucht, die beide, in grossem Stil betrieben und richtig aufgezogen, fast garantierten Gewinn versprachen. Bestes Holz, zum Bauen und für Zäune, war reichlich vorhanden. Unentbehrlich war eine Sägerei, gross genug, um die paar Dutzend Häuser, Maisilos, Lagerschuppen, Werkstatt und Schweinepferche in zwei oder drei Jahren zu bauen und damit Schritt zu halten mit den Waldschlägen für Mais und später Gras, um das Projekt in zehn Jahren genug rentabel und autonom zu machen. Mit der Hälfte des Bodens in Weiden verwandelt, konnten bei nur zwei Kopf Vieh pro Hektare, eine Rinderherde von 10'000 Stück unterhalten werden.

Noch selbigen Jahres und noch vor der Regenzeit, im September oder Oktober, war das viele Tonnen schwere Lokomobil, Marke Lanz, von den Gebrüdern Bromberg impor-

tiert, samt allen Maschinen zum Sägen, Hobeln, Bohren, am richtigen Platz montiert. Wochen später war die Sägerei unter Dach, die Stämme von den zehn Paar Ochsengeschleppt, die das Lokomobil die achtzig Kilometer durch den Wald und über den Fluss gezerrt hatten, gerade noch rechtzeitig vor den ersten Regen. Die Foto zeigt die Szene, das Lokomobil auf Rädern in der Furt, denn für die Fähre wäre die Last zu schwer gewesen. Schon dieser Transport war eine Meisterleistung, bei all seiner Langsamkeit und primitiven Art. Diese Reise des Lokomobils, an die zehn Tonnen schwer, mag Wochen gedauert haben, denn zehn km im dichten Wald waren pro Tag genug. Die Strasse musste nur zu oft verbreitert oder verbessert, Bachübergänge verstärkt, Bäume umgelegt und sumpfige Stellen umgangen werden. Die zwanzig Ochsenvollt zu fressen haben und getränkt werden; man liess sie gefesselt im Dschungel laufen oder gab ihnen Palmblätter. Am Ziel angekommen, liess man sie ausruhen, und sie dienten dann, schon auf dem ersten Gras weidend, zum Henschleppen der Stämme, zwischen Rodung und Sägerei. Das Schwerste des Anfangs war getan, die Fazenda Aguapehy war in Besitz genommen und bewohnt! Weithin hörbar, das Rauschen des Wasserfalls übertöndend, war die Dampfpeife der Sägerei fast melodisch zu hören, als ein willkommenes Signal echten Fortschrittes, noch tief in der Einöde zwar, aber doch als gern gesehenes Zeichen beginnender Zivilisation.



Fazenda Suiça, in den frühen Jahren Hauptsitz und Heim von Vater Max Wirth.

Fazenda Suiça (1922)

Der Regenwald, da schattig und feucht, birgt viele Krankheiten, und je heisser das Klima wird, desto unerträglicher wird es dem Menschen. Vom Wald befreit trocknet die Luft, und mit der Kraft der Sonne bessert sich schnell das Klima. Und wo Menschen gedeihen können, da fassen sie Fuss, denn wo Wirtschaft möglich ist, da entstehen Ortschaften und Städte. Politiker finden sich überall, die Gesellschaft organisiert sich, Provinzen teilen sich in Munizipien auf, und wenn die Korruption, diese Erbkrankheit der Menschheit, die Steuergelder nicht ganz verzehrt, dann entsteht Zivilisation, wo Wildnis

war. «Ordem e progresso» ist der Wahlspruch Brasiliens und weht wie die Fahne in allen politischen Winden.

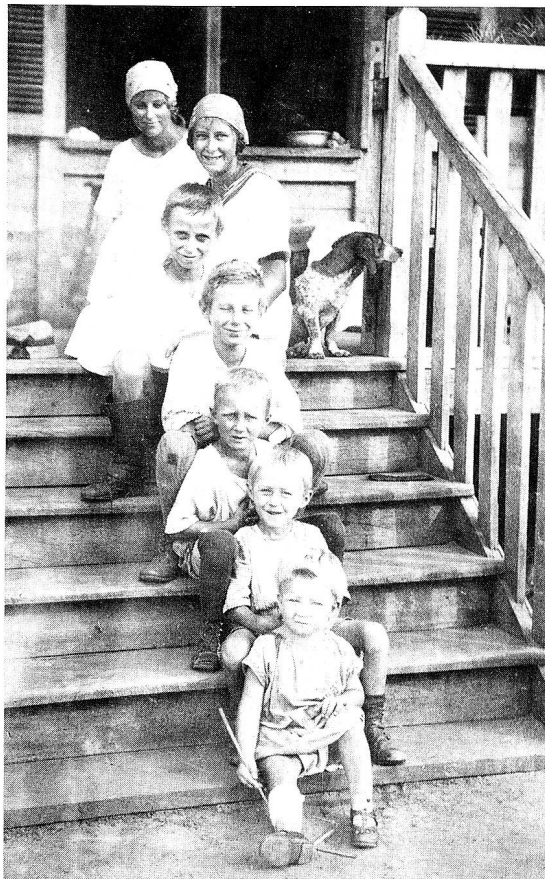
Klein und verraucht wie die Foto ist, sie erzählt mir Bände! Das muss im ersten oder zweiten Jahr gewesen sein, also 1922 oder 23, wo die grossen Waldschläge für Kaffee gebrannt wurden, Flächen in Quadratkilometern, hoch mit dürrer Holz bedeckt, zusammengehackte Baumkronen, meterdicke Stämme, dichtes Gewirr an Lianen, Ästen und Zweigen, am Boden eine Schicht trockener Blätter. Am festgesetzten Tag im August wurde auf Mittag der Brand, die sogenannte Queimada, organisiert, ein Ereignis mit Spannung erwartet und grosser Aufregung



Die Brandrodung wurde damals nicht als ökologische Katastrophe verstanden, sondern als Pionierleistung, die dem Fortschritt diente.

durchgeführt, denn viel hängt von diesen zwei oder drei apokalyptischen Stunden ab. Angesteckt wird mit möglichst vielen Leuten gegen den Wind, in zwei Linien, geschlossen aber mit dem Wind, zirka eine Stunde später in der Mitte der hinteren Linie. Diese musste unbedingt gesichert sein für den Abzug der Leute. Der ganze Umfang wurde mit einem Feuerschutz versehen, einem Streifen gesäuberten Bodens, vielleicht zwanzig Meter breit, der das Überspringen des Feuers in den Wald oder die Pflanzung verhinderte. Benahm sich der Wind normal, so ging alles gut, drehte er zu früh auf die falsche Seite, war die Hölle los. Es konnte zu gut, wie erwünscht oder schlecht brennen. War der Waldschlag mit Sorgfalt gemacht, richtig begonnen, beizeiten vollendet, ohne viel Regen dazwischen, womöglich mit feuchtem Boden aber trockenem Gehölz, dann war Vater zufrieden, denn dann wurde wenig Humus verbrannt, das Pflanzland freier. Das Anlegen der Plantage, wie Linierung der Covas (Pflanzlöcher) und Öffnung der Wege, alles genau im rechten Winkel, war weniger pressant.

Mancher Siedler und Fazendeiro zerbrach schon an der Queimada! Man weiss von Brandstiftung und Bränden, die mit Sturmwind übergriffen und riesigen Schaden stifteten, sogar Menschen umkommen liessen. Oder es brannte zu wenig, weil Regen innert Wochen den Kahlschlag wieder bewaldet, einen Zweitschlag erfordert, der mehr kostet als der erste. – All dies erzählt das kleine Bild. Da sind wir gerade dabei, das Feuer zu legen, Hans und ich, dann Vater mit dem Filzhut, der Fiscal, der seine Leute plaziert hat und nun nur noch zuschaut und rechts am Rand, die unverwüstliche Mina, unsere Gouvernante in langem Rock und Übergewand, alle zu warm angezogen für solch heisse Arbeit. Man sieht, nach links zu brennt es schon, am Horizont steigt heller Rauch in den Himmel, die Welt verschleiert sich, das Tosen des Feuers in schon geschlossenem Kranz fängt an. Eine Stunde später herrscht da dröhnende Nacht, schwarze Rauchwände zerreißen wie wehende Vorhänge die brennende Bühne, Flammen schießen hoch, baumhoch lodernd, einzeln und in Ketten – und wie dazu komponiert und dirigiert vom grössten aller Tonmeister, ein zunehmendes Krachen, Donnern, Tosen, eine einzige Symphonie der Hölle, die brennende Welt schlechthin. – Stunden später, dann schon bei Nacht, umso tieferes Schweigen und wenn der Rauch sich verzogen hat, die Strünke und Stämme noch brennen oder glühen, dann ist auch dieser Anblick von fern zu sehen wie Tausende zukender Lichter einer verwünschten Stadt. Vom «Sonnenbühl» mit all seinem Komfort in diesen Bungalow zu kommen, einem Bungalow auf Stelzen, noch nicht einmal fertig,



Die «Toggenburger» auf Fazenda Suíça.

eben erst zwischen verkohlten Baumstrünken und Bauabfällen aufgerichtet, muss eine Zumutung gewesen sein für eine Mutter; die erschöpft hier ankommt, mit sieben Kindern, verstaubt, verschwitzt, hungrig und durstig, die noch nicht einmal weiss, wie es morgen weitergeht.

Vater hatte uns in Albuquerque Lins an der Bahn erwartet, wo wir zwei oder drei Stunden früher hätten eintreffen sollen. Drei Mietautos und der Lastwagen der Fazenda standen bereit, so fuhr man gleich los. Zuerst durch Pflanzungen neuen Kaffees, kugeligen Büschen in Reih und Glied, an Reihen neuer Holzhäuser vorbei, durch Weiden und niederen Busch, über Bäche und sumpfige Stellen, dann durch dicken, grünen Wald, wo enorme blaue Schmetterlinge vor uns her flogen, Morphos im Sonnenlicht, eine Weile den Weg verfolgend, um wippend im Dickicht zu verschwinden. Dann die lotterige Brücke über den Fluss, die kurze Rast mit Auffüllen der Kühler und wieder Wald, lange gerade Strassen, ein paar Ecken mit neuen Pflanzungen, dann Halt an einer Weggabelung. Fröhlich werden wir begrüsst von einem Haufen Leute, alle schon zur Fazenda gehörend und eben fertig mit der Erstellung des letzten Stückes der Strasse. Ich erinnere mich, dass die ganze vierstündige Fahrt, gerade weil holperig und mühsam für die Autos, für uns Kinder ein einziges Gaudi war.

So gut unsere Reise geglückt war, unfall- und krankheitsfrei während all den Wochen, so hartnäckig ins Gegenteil ging es danach. Es muss in der folgenden Regenzeit gewesen sein, als Vater zu kränkeln begann. Nicht Malaria, Dysenterie oder eine andere Tropenkrankheit hatte ihn gepackt, sondern ein Schmerz im Bauch hatte ihn zu plagen begonnen, zuerst für Stunden, dann zunehmend immer mehr. Dann kam Fieber. Es war eine Fistel, die vom Darm her durchgebrochen. Bei akuter Lebensgefahr zu operieren war die Devise, eine andere Lösung nicht möglich. Krankenhaus und Chirurg gab es nicht, selber zu schneiden wagte der Fazenda-Doktor nicht, blieb nur die Hoffnung auf São Paulo. Man hatte dem Professor telegraphiert wie es um Vater stand und bat um schnelle Hilfe. Und er kam, ich weiss noch wie sie aus dem dampfenden Ford sprangen, der Professor und Dr. Johnson, Oberarzt am deutschen Spital, wie sie ins Haus traten, wie Mina ein Bündel Instrumente in die Küche zum Auskochen brachte, wie man Leintücher ausbreitete und zur Operation schritt, gerade noch bei Tageslicht. Wir sahen, wie sie im Dämmerlicht aus dem Schlafzimmer kamen, der Chirurg sich die Stirn wischte, den weissen Mantel auszog, sich die Hände wusch und sich mit Mutter auf der Veranda unterhielt. Wir wissen heute: Ein weniger gesunder Mensch als Vater, den wir krank nie gesehen hatten, hätte solche Krise nie überstanden.

Dann kam der zweite Schlag, nicht lebensgefährlich, aber auf andere Art spürbar. Vater verlor unwiederbringlich die Fazenda Aguapehy, 50'000 Hektar Land auf einen Schlag, samt den Häusern, Ställen und Schuppen, drei Jahre Arbeit und viel gutes Geld. Die Landtitel waren schlecht gewesen, die Gegenpartei, mit älteren Dokumenten, gewann den Prozess. Weiter vor Gericht zu streiten war zwecklos. Es gelang jedoch, das Lokomobil der Sägerei und die Maschinen zu retten, auch die Schweine fanden Käufer, alles andere ging verloren, viel Holz wurde gestohlen, viel verbrannte. Bald bedeckte Gebüsch, dann Capoeira (Sekundärwälder) den Ort, wo die Fazenda gewesen war. Als einziger Mensch blieb João Batista, im Ruf, ein Mörder zu sein. Er hauste in einem Rancho nah dem Wasserfall und bewachte Ruinen, von Termiten schon unterhöhlt, als tristes Ende eines gloriosen Traumes.

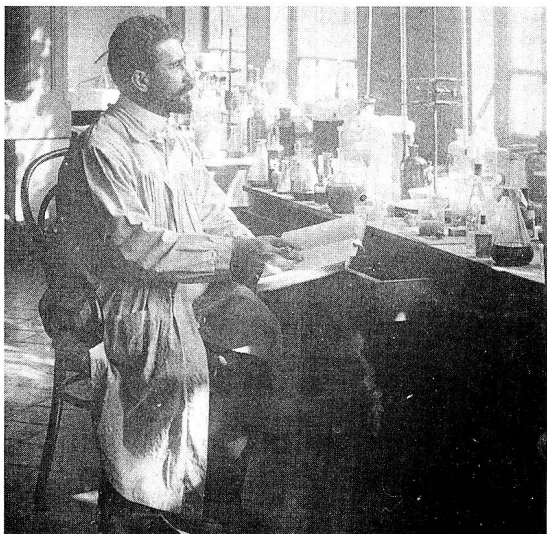
«Unglück kommt selten allein» – heisst es und tatsächlich, Vaters Pechsträhne riss nicht ab, ein dritter Akt liess nicht lange auf sich warten. Ich meine den Brand der Baumwollmaschine. Das Lokomobil vom Aguapehy war abermals auf Räder gesetzt worden, dann nach schwierigem Transport auf Fazenda Suíça neu montiert, bestimmt die Baumwollgin zu betreiben, die unten im Tal, im riesi-

gen Schuppen, samt Presse und Silos daneben, schon produzierte. Von unserer Veranda aus konnte man die Fabrik sehen, vom Wellblechdach glitzerte die sich spiegelnde Sonne, dem schwarzen Schornstein entwich dunkler Rauch und lustig tönte die Dampfpeife bis zu uns herauf. Fast täglich wanderten wir die zwei Kilometer hügelabwärts bis zur Maschine, sahen zu, wie die flockige Baumwolle die schrill kreischende Mühle verliess, dann, von einer Schnecke erfasst, ins tiefe Loch der Presse fiel und vom langsam heraufdrückenden Kolben zu Ballen gepresst wurde. Ein Ballen pro Stunde, straff in Sackleinwand verpackt, von Stahlbändern umschlossen, bis dreihundert Kilo schwer und mit schwarzer Farbe nummeriert und beschriftet, war die Kapazität der Fabrik. Zehn oder zwölf exportfertige Ballen pro Tag, nicht eben viel, aber im Wert doch respektabel, denn es war eigene Ware, gute, saubere, spinnfertige Baumwolle, an der Börse kotiert und belebnbar.

Es war schon Nacht, gleich nach dem Abendbrot, da gab es Geschrei von der Küche her, die Stimme der Emma oder wer es war ... «Fogo na Máquina» ..., «die Maschine brennt» ... – man lief zusammen und sah schon den Schein, ein Feuer zuerst, dann hohe Flammen, Minuten später schon tosender Brand. Hell wurde der Himmel, rot, dann gelb von wogendem Rauch, flackerndes, tanzendes Licht, die Fabrik, die beiden Silos, lichterloh brennend wie riesige Fackeln, dann vereint zu einem grossen Brand, die Feuersbrunst, total. – Da gab es nichts zu machen, als hinzustarren, sich am Geländer der Veranda zu halten, verwirrt, entsetzt ob soviel Gewalt. Innert Stunden war alles verbrannt, Gebäude, Maschinen, die halbe Ernte an Baumwolle, dazu die Ballen der letzten Tage, ein Vermögen innert Stunden verloren, ein Haufen Asche! – Weder konnte man löschen, noch war die Sache versichert. Adäquat aber war Vaters Benehmen: Neben uns stand er da und schaute zu, stopfte die Pfeife und rauchte sie aus, rauchte so lange es da unten brannte, nahm dann wohl Mutters Hand und ging zu Bett.

Prof Dr. Robert Hottinger, von uns Kindern «Onkel Robert» genannt, war der einzige wirkliche Freund, den unser Vater damals hatte. Als Dozent am Polytechnikum von São Paulo war er zirka 1898 nach Brasilien berufen worden, zuerst für den Lehrstuhl der Veterinärmedizin, später, da vielseitig und genial veranlagt, als Professor für Chemie. Auch von Biologie muss er viel verstanden haben, denn seine patentierten Salus-Moringas und Töpfe aus rotem Ton, die auch gefährliches Wasser trinkbar machten, sowie das ausgezeichnete Bolusargel, ein mit einem Silberpräparat und Tonerde gemischtes Mittel gegen alle Sorten von Dysenterie, waren

für uns geradezu unentbehrlich. Unvergessen auch die Wohltat seiner Augentropfen, einer schwarzen Tinktur, ohne die jene Augenentzündung, Dor d'Olho genannt, die uns Kinder damals öfters befiel, sicher noch qualvoller gewesen wäre.



Professor Dr. Robert Hottinger, der Freund.

Aber es war die Jagd und die gemeinsame Liebe für das grosse, neue Land, für beide bald zur zweiten Heimat geworden, die ihrer Freundschaft jenen Impuls gaben, den es braucht, um Männer so verschiedener Art ein langes Leben lang zu binden. Mit Vater, und wer es sonst aushielt, wurde endlos diskutiert, oft bis zur Morgendämmerung. Darin waren sie sich gleich. Die Pfeife rauchend, aber meist ohne zu trinken, sassen sie beisammen, angeregt, aber nie laut. Des Professors tiefe Stimme durchrollte die Nacht, unterbrochen nur durch eine ganz persönliche Art von Räuspern und gelegentlichem Lachen. Er hatte Humor bei allem was er sagte. Auch Geduld gehörte zu seinem Wesen, wie ja Geduld und Toleranz zum echten Lehrer gehören.



Max Wirth, der Patrão.

Mag es Frau oder Mann gewesen sein, hoher oder gewöhnlicher Besuch, der Patrão, auch in seinen erfolgreichsten Jahren, war entgegenkommend und freundlich, solange man ihn nicht grob langweilte. Darlehen wurden oft erhört, doch nur zu oft nicht zurückbezahlt.

Die Finanzen wurden uns rigoros gesteckt und mussten stimmen. Wir bekamen Geld zur freien Verfügung, mit Voranschlag für ein Jahr. So streng, ja hart es uns vorkam, es wurden die üblichen Zinsen belastet (damals 10%), die wir nach einem Jahr auch zahlen mussten. Jeder Manager, ob in Industrie, Handel oder Landwirtschaft, muss lernen mit Geld umzugehen, und unvergessen bleibt das Sprichwort «O dinheiro não aguenta desaforos» («Das Geld verträgt keine Missachtung.») So dumm sich das anhört, es stimmt eben doch, wie so vieles aus dem Volksmund. Ausserdem mussten wir Söhne eine Lehre akzeptieren: Nie einen Wechsel zu unterschreiben.

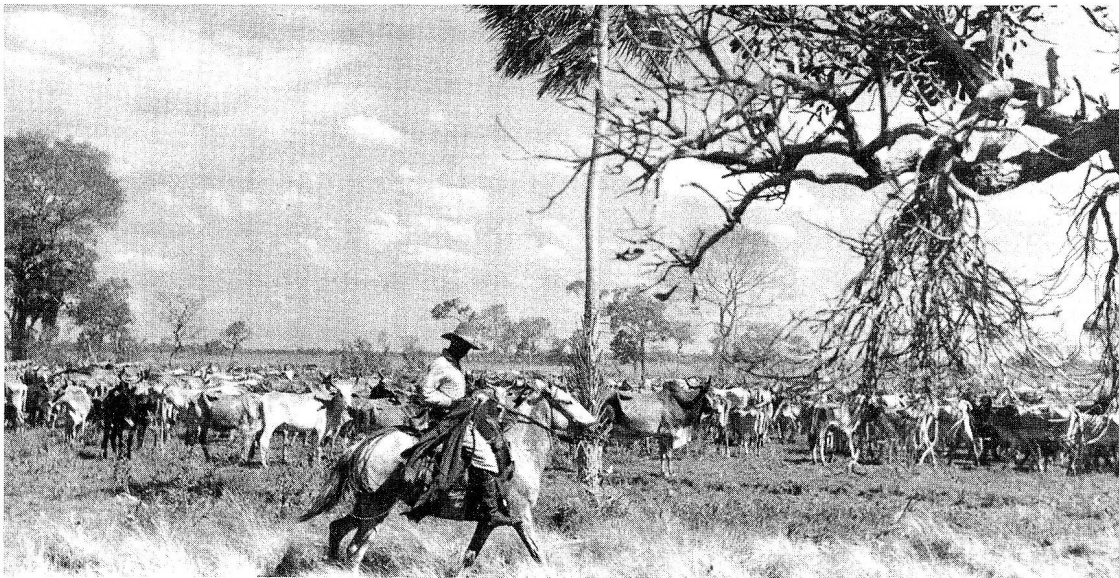


Diesem Schreibtisch mit Roll-Laden, den man schliessen konnte ohne aufzuräumen, gebührt besondere Ehre!

In diesem Schreibtisch, der etwas zu gross, zwischen zwei Truhen des alten Hauses stand, hat Vater fünf Jahre lang vor unsern Augen alles geplant, was er machte. Kein dicker Perserteppich lag davor, obschon der Ledersessel mit anderem ebenso überflüssigem Hausrat aus dem «Sonnenbühl» stammte. Die Zimmerwände sind bis zum Abriss des Holzhauses roh geblieben, ebenso die Türen mit billigen Schlössern, der Fussboden aus Peroba, die Decke aus Pinienholz, alles ohne Lack und Farbe. Die Foto über dem Schreibtisch ist die altbekannte aus dem Toggenburg, Erinnerung an einen Ausflug auf die Alp. Wichtig ist die Petroleumlampe aus Messing, hier aber nicht alberne Dekoration, sondern nächtlich benutzte Lichtquelle, gerade hell genug, um in ihrem Schein die gestochenen Zahlen und Wörter noch schreiben zu können.



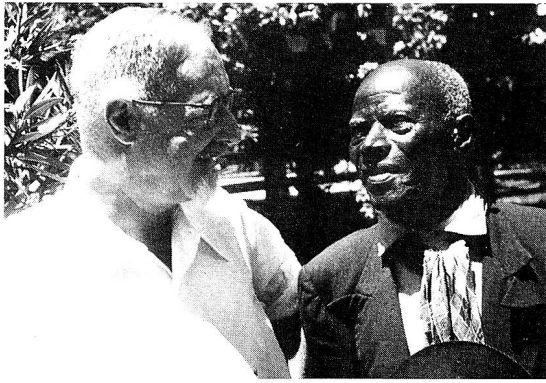
Die Fords und Chevrolets der zwanziger Jahre brauchten zwei Tage bis zur Fazenda.



Viehwirtschaft – der Sektor, der nie enttäuschte.



Kaffee gibt im dritten Jahr die erste Ernte. Fazenda Suíça war 1930-1950 mit 50'000 Sack produktiv.



So zurückgezogen, diskret und bescheiden Max Wirth im Wesen war, so angesehen, ja populär war er im Volk. So begrüsst ihn hier ein alter Mann, Holzfäller, Fuhrmann oder Kuhhirte, grüsst mit dem Hut vor der Brust seinen einstigen Herrn, dem er respektvoll diente. Als zwei Männer stehen sie beim Baum, weiss und schwarz, sich verstehend bei aller Verschiedenheit, problemlos, da beide echt.

Max Wirth jun. zur Ausbildung in der Schweiz

Rekrutenschule (1933)

Wir waren «Fahrende Mitrailleure», aber fahrend war nur die Waffe, wir liefen brav hinter dem Wagen nach, Unteroffiziere und Leutnants inbegriffen. Erst der Kompaniekommandant war beritten, aber auch nur am grossen Ausmarsch, schon gegen Ende der Schule mit seinen Manövern und langen Märschen. Werner hiess unser Hauptmann, ein vornehmer und korrekter Mann; Leutnant Guyer, jung und gediegen, unser Gruppenführer, Korporal Drechsler, gross, breitschultrig und geduldig wie ein Primarschullehrer, (was er in Zivil auch war), waren die Vorgesetzten. Ohne Ausnahme alle sympathisch, alle im normalen Leben stehend. An Disziplin hat es in all den Wochen nie ge-

fehlt, schikaniert wurde wenig und mit einer drastischen Ausnahme gab es auch keine Strafen.

Praktikum in Zürich (1934)...

Bis Frühling 1934 war ich Volontär ohne Salar bei der Kaffeefirma Alois Träubler in Zürich. Mit dem gescheiterten Herrn Merk und Bürochef Bucher, beides tolerante Junggesellen, war leicht auszukommen. Träubler kam meistens erst gegen Büroschluss, um zu unterschreiben. Hatte er viel Kaffee an die Röster verkauft, Hotelgesellschaften, Konsumvereine, Ladenketten wie Merkur usw., so war



er bester Laune und spendete dann Lob, auch wenn wir nicht wussten wofür. Unsere Arbeit bestand darin, die Muster aus Hamburg und Le Havre zu sortieren, zu rösten und zu probieren, oft Dutzende von Tassen am Tag, weshalb unser Musterzimmer mit der Röstmaschine fast immer gut roch. Obschon noch Lehrling, war Hans Benz es, der von Kaffee am meisten verstand. Auch mit dem zweiten Lehrling verstand ich mich vom ersten Tag an ganz ohne Probleme.



Schwierig hingegen wurde die Situation mit Alois Träubler selbst, der die Vertretung unserer Firma Max Wirth S.A. übernommen hatte, um unsere Kaffees direkt von Santos und ohne Zwischenhändler an den Verbraucher zu bringen, also Ware von Schweizer-Farm, fast ohne Umwege und noch etwas billiger. Doch das Schema funktionierte nicht, weil Träubler unsere Kaffees nur selten anbot. Er zog die alten Häuser mit Filialen in Hamburg uns vor. Deren Muster waren es, die wir zu Hunderten bei der Post holten, auspackten, in Büchsen stapelten, auf Kartons sortierten, beurteilten und zuletzt auch in der Tasse probierten; ein Prozess, den man lernen muss. Jean Benz war wie gesagt schon als Lehrling Meister, und ihm zuzuschauen, wie er die verschiedensten Muster aus Mexico, Guatemala, Costa Rica, Kolumbien, Santos und Rio, alles Arabicas, schon im Rohzustand und nur mit der Nase von den Afrikanern Tanganyikas und Kenyas unterschied und sie dann auch blind, fast untrügerbar auseinanderhalten konnte, das war bewundernswert. Auch die Muster aus Santos wurden von uns geprüft und oft als besonders gut taxiert, aber Orders gab es leider keine, da Träubler gar nicht offerierte. Hans Benz kam dann zu uns nach Santos, wurde Prokurist und später Mitarbeiter meines Vaters, eine Art Innenminister, für uns alle ein Symbol der Zuverlässigkeit und Diskretion.

Max Wirth jun. ab 1941 auf der eigenen Fazenda.



Hoher Besuch: Die Mutter mit dem Chronisten. Sie kam nicht oft auf meine Fazenda. Aber wenn, dann immer sehr herzlich, fragte wenig, gab Auskunft und spendete ihren Segen.

Neue Urbarmachung (1941). Die Gründung einer Stadt im Urwald: Osvaldo Cruz

Die Bahn der Cia. Paulista, damals noch ein effizient geführtes Elite-Unternehmen, hatte mit ihren Schienen anfangs der vierziger Jahre unser Land fast erreicht, weshalb man den naheliegenden Entschluss fasste, ihre nächste Station mit einer Stadtgründung zu verbinden.

Zusammengenommen ergab sich eine geschlossene Kette eigener Ländereien, an die fünfzig Kilometer lang, womit Vaters kühner Plan aus seiner Frühzeit, die grosse Viehfazenda am Aguapehy, noch weit überschritten wurde.

Rund zwanzig Jahre lang war hier nichts mehr gegangen. Die einstige deutsche Kolonie, Nova Patria, falsch und zu früh gegründet, war in schierer Einsamkeit erstickt. Auf der damals dem Urwald abgerungenen Ochsenweide graste fremdes Vieh und ausser dem alten Preussen von Scheel, der es mit seiner schwarzen Julia und Sohn Cebola auf seinem Sitio mitten in der Einöde mit Zähneziehen und der vergeblichen Hoffnung auf Hitlers Endsieg zur Not ausgehalten hatte, gab es in der ganzen weiten Gegend nur ein paar vegetierende Caboclos, arme Leute auf etwas eigenem oder für andere bewachten Boden, alle darauf wartend, dass mit dem Bau der Bahn für sie eine bessere Zeit kommen würde.

Und sie kam! Mit dem Pfeifen und Gebimmel der holzgeheizten Lokomotive. Wälder verbrennendes Feuer hiess damals nicht Zerstörung und ökologische Katastrophe wie heute, sondern war der Odem des Fortschrittes, war kommender Wohlstand für fast alle, die an diesem Gründungsprozess teilgenommen hatten.

Denn nur wo die Urvegetation weicht, sei es durch Axt und Feuer oder mechanische Gewalt, entsteht die Möglichkeit landwirtschaftlicher Produktion, vorausgesetzt, der Boden ist nicht nur Sand, sondern physikalisch und chemisch gut, so wie es hier ganz allgemein der Fall war. Wer hier Grund und Boden besass, musste entweder verkaufen, verpachten oder sich entschliessen, sein Land auf eigene Rechnung und Gefahr zu nutzen. Vater wollte es von Anfang an richtig machen.

Mit dem sich verziehenden Rauch der Derrubada erschienen gegen Ende 1941 auch schon die ersten Siedler, Händler, Handwerker, Maschinisten und Optimisten, die auf eigenen, noch billigen Lots ihre Häuser bauten. Mit Palmholz und Lehm (Taipa) die einen, mit Brettern und Ziegelsteinen die andern, ohne Pläne und Architekten, ohne Bauvorschriften und Kontrollen, doch getrieben von der Kraft und Entschlossenheit der Pioniere.



Mit dem Rancho der Holzschläger fängt es an.

Die erste Lichtung ist immer an einem Bach. Mit dem Rancho der Waldschläger fängt es an, mit den zischenden Hieben der Foices im Morgennebel lichtet sich das Unterholz, beim Gesang der Machadeiros und dem tosenden Krachen der fallenden Baumriesen bricht die Sonne durch. Mit dem dumpfen Aufschlag gefällter Bäume hört die Urzeit auf. Dampfpiiffe verkünden nun den Rhythmus des Tages, und der Lärm der Technik verdrängt die Stille des Waldes. Wo die Natur leise wob, produziert nun der lärmende Mensch. Fast umsonst ist das Land, teuer aber der Zins und deshalb pausenlos dann das Bauen.

Unter dem Oberkommando von Schwager Hannes Schweizer wurde dort, wo die Bahn zu halten gedachte, eine Lichtung geschlagen, am Weg eine unübersehbare Tafel aufgestellt mit den aufmunternden Worten: «Crise Não – California Progride.»

Noch bevor man zum Stadtplatz kam, durchfuhr jeder Besucher diesen weithin sichtbaren Slogan des Ortes: Hier gibt es keine Krise, wir machen vorwärts! Und so war es denn auch. Das Dorf gedieh, wechselte zwar den Namen, hörte aber nie auf, Neuankömmlinge anzuziehen. Der zündende Wahlspruch «California Progride» wurde durch die längst abgegriffenen Worte



Krise nein – California soll gedeihen.



«Hotel California» 1942.

«Ordem e Progresso» ersetzt, und damit übernahmen die Politiker mit Böller- und Raketenknall am 1. Januar 1945 mit Festreden und grossem Churrasco am Platze des zukünftigen Bahnhofs die Geschicke von Stadt und Gemeinde Osvaldo Cruz.

Und im tristen Winter der Derrubada, zwischen Baumstämmen, Asche und verkohltem Geäst, aber schon dem Stadtplan folgend, wurden die ersten Strassen markiert

und benannt. Aus Brettern, roh gezimmert, entstand das erste Haus, selbstsicher als «Hotel California» angeschrieben.

Doch wesentlich schwieriger als die Werbung und Bewirtung der ersten Käufer war deren Versorgung mit Trinkwasser. Wasserscheiden, besonders im Wald, sind immer trocken und auch tiefste Brunnen bleiben oft unergiebig, stossen auf Stein oder bleiben ganz trocken. Walter Wild, ein Alleskönner, hatte auch darin Glück. Schon sein erster Sodbrunnen, im Hof des Hotels, vom Baianer Cerilo dos Santos, einem der ersten Ankömmlinge, mit der kurzen Hacke, viel Mut und Ausdauer gegraben, gab bei 54 Metern Tiefe genügend Wasser, nicht nur für die Gäste der Herberge, sondern die ersten Siedler überhaupt. Die wichtigste Vorbedingung jeder Stadtgründung war damit erfüllt.

Zum Kirchlein aus Holz, früh errichtet, um auch religiösen Gefühlen das Nötigste zu bieten, schreibt José Alvarenga, der Chronist der Stadt: «Zuerst war ein Kirchlein aus Holz, im Stil von Schweizer Bauart. Es hatte einen kleinen Turm in der Mitte des Daches und vorn eine Vorhalle, wo ein Stück Eisenbahnschiene hing, zum Gebrauch als Glocke, um die Gläubigen zu rufen.»

Schon ein Jahr nach der ersten Messe im Wald gab es die erste Schule. Zivilisation ohne Schule ist unmöglich und ebenso unmöglich ist eine Stadt ohne Schule. Sicher ging es auch darum, mit dieser Schule im noch endlosen Wald gerade jene Siedler zu bekommen, die später als Bürger und Bauern erfolgreicher sein würden als Leute mit keiner oder zu wenig Schulung. Analphabeten gab und gibt es ohnehin zu viele, also galt es schon mit der ersten Schule zu zeigen, dass man es auch besser machen konnte. Zu die-



Die erste Kirche in Osvaldo Cruz.



Das Verwaltungsgebäude.

ser Pionierschule schreibt José Alvarenga «In weniger als zehn Metern Entfernung vom Hinterhof stand der unermessliche Wald, von dem sicher niemand wusste, wo er aufhört.»

Das erste gemauerte Haus war das Büro der Verwaltung. Etwas wie Repräsentation ist auch am Anfang nötig. Wer Bauplätze und Land verkaufen will, muss vorerst Vertrauen erwecken. Die Kolonisation Max Wirth hatte den besten Ruf. Ein Büro aus Ziegeln, solid und sauber gebaut, entsprach diesem Ruf – und wirkte auch so.

Oswaldo Cruz heisst die Stadt mit 31'000 Einwohnern heute. Es musste ein nationaler Name sein, womöglich der eines berühmten Brasilianers und so kamen sie auf Oswaldo Cruz, den grossen Epidemiologen und Sieger über Malaria und Gelbfieber im verseuchten Rio der Jahrhundertwende.

Mit der Gründung unserer Stadt im Wald und deren erster Messe, gelesen am 6. Juni 1941, ging man daran, grosse Stücke guten Bodens für eigene Zwecke abzutrennen und das übrige Land zu parzellieren, das heisst in kleine Fazendas aufzuteilen und durch ein paar notwendige Strassen mit dem Stadtplatz zu verbinden. Damit begann auch der Verkauf, in ständig flüssigerer Folge.

Jeder Verkauf brauchte, um rechtsgültig zu sein, zur Registrierung die genaue Beschreibung der Grenzen, d. h. des Umfanges mit all seinen Winkeln und Ecken, bei Grenzpfahl Nummer 1 anfangen, zu diesem oder jenem Referenzpunkt, sei es Fluss, Bach oder eine bekannte Linie, über so und so viele weitere Punkte, bis zu Pfahl Nummer 1 zurück, womit sich Perimeter und Fläche bei gegebener Skala deckten. Eine signierte Karte begleitete im Original auch den kleinsten Verkauf, sei es ein Hausplatz im Stadtplan, oder eine Fazenda im letzten Winkel der Gleba.

Aber auch Arbeit und mancher Ärger gehörten zum Geschäft. So gab es Zeiten, wo sich die Escrituras (Kaufbriefe) auf Schwager Hannes' Schreibtisch meterhoch stapelten, um im Namen des Max Wirth und dessen Gattin Emilia unterzeichnet zu werden. Die letzten Verkäufe, meist verspätet in deren Bezahlung, aber niemals betrieben, besiegelte dann noch Bruder Peter als letzter Stellvertreter des Pioniers.

Hier ein Auszug aus dem Buch des langjährigen Stadtschreibers José Alvarenga, «Janelas ao Tempo», Cronica da Cidade de Oswaldo Cruz, 1986:

«Es sind drei Punkte von aussergewöhnlicher Bedeutung für die Festigung und den Fortschritt von Oswaldo Cruz, die den unver-



Vater Wirth auf einer seiner Fischertouren, mit einem Enkel. «Wir waren 6 Wochen dort, davon waren nur vier Tage schlecht wegen Sturm und die letzten acht Tage wegen Kälte.»

wechselbaren Weitblick von Max Wirth beschreiben:

1. Er hat Jahre voraus die öffentliche Initiative ergriffen in bezug auf die wirkliche Anwendung der Agrarreform, indem er seine Ländereien in Hunderte von landwirtschaftlichen Kleinbetrieben aufteilte und sie zu mässigen Preisen und mühelosen Abzahlungsraten veräusserte, ohne je einmal jemand wegen verspäteter oder gar unterlassener Zahlung gerichtlich betreiben zu lassen.
2. Er hat weder Landgüter in der Nähe der geplanten Stadt noch Bauplätze in ihr zum Zwecke der Immobilienspekulation für sich reservieren lassen.
3. Die Fazendas, die er gründete, waren Muster von fortschrittlicher, landwirtschaftlicher Technologie und dem Leben ihrer Angestellten würdig, wertvolle Muster für uns alle, Ausländer oder nicht, die dieses wunderbare Land von Weltbürgern aufbauen.»

Inzwischen bewirtschafteten alle in Brasilien lebenden Kinder ihre eigene Fazenda. Der verbleibende Gemeinbesitz der Familie war ein kompliziertes Gebilde geworden und

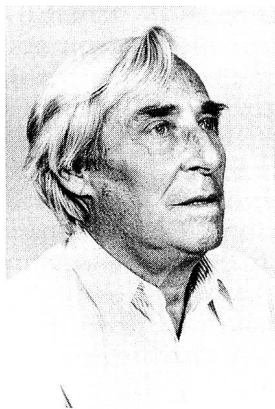
bestand aus neun Fazendas, einer Ölfabrik und verschiedenen Beteiligungen. Es konnte nur geführt werden, weil unter Vater, Geschwistern und Verwandten bei aller Verschiedenheit der Charaktere letztlich immer wieder Vernunft und Solidarität obsiegten.

Vaters letzte Pioniertat, die kostspielige Bemühung um den Impfstoff gegen Maul- und Klauenseuche, die Vitafarma, endete mit einem Fehlschlag. Eine bittere Bestätigung der alten Lehre, dass man Landwirtschaft nicht mit Industrie kombinieren sollte.

Am 31. Dezember 1952 erlag Max Wirth in Santos einem Herzversagen.

Nach seinem Tode wurde der Gemeinbesitz noch während zehn Jahren im gleichen soliden Stil als Condominium von Peter Wirth und den Herren Oscar Tanner, João Guerra und Hans Benz weitergeführt. Dann wurde er an die Erben aufgeteilt. Bei konkurrierendem Interesse wurde das Ziehen von Losen aus einem alten Hut praktiziert.

Dem Kinderdorf Pestalozzi in Trogen vermachte Max Wirth ein Chalet, die Cocci-nella.



Max Wirth jun., der Verfasser dieser Chronik, ist im Dezember 1991 auf seiner Fazenda Baguassú einem Krebsleiden erlegen. Wie er es wünschte, wurde seine Urne auf dem Friedhof von Lichtensteig beigesetzt.